

1898, Die Einheit hypost. & kategor. Aussagen
[1986, Frankfurt]

uns den rhetorischen Belegen zuwenden und prüfen, ob sie von der Beobachtung verifiziert werden oder nicht. Finden wir dort Bestätigung, so erweist sich damit nicht nur die Analyse der Aussage als angemessen; auch die Wahrheitstheorie gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit.

Bei jeder Aussage können wir einen Sprecher und einen Hörer unterscheiden. Es ist wahr, daß letzterer nur eine problematische Existenz besitzt, etwa dann, wenn während eines Schiffsuntergangs ein Bericht über das Unglück in einer Flasche versiegelt und ins Wasser geworfen wird. Der problematische »Hörer« kann dieselbe Person sein wie der »Sprecher«, etwa dann, wenn wir ein Urteil im Geiste als etwas festhalten, an das wir uns später erinnern wollen. Wenn es einen Urteilsakt unabhängig von diesem Festhalten gibt und wenn diesem Akt irgendeine logische Bedeutung zukommt (was man bezweifeln kann), dann können wir sagen, daß in diesem Falle der Hörer mit dem Sprecher identisch wird.

Eine Aussage besteht darin, daß der Sprecher dem Hörer einen Beleg dafür liefert, daß er von etwas überzeugt ist, daß er nämlich zu einer bestimmten Gelegenheit eine bestimmte Idee für eindeutig zwingend hält. Es sollte deshalb in jeder Aussage drei Teile geben, ein Zeichen für den Anlaß des Zwanges, ein Zeichen für die aufgezwungene Idee und ein Zeichen, das den Zwang bekundet, der auf den Sprecher insofern einwirkt, als er sich mit der wissenschaftlichen Intelligenz identifiziert.

Weil Zwang etwas ist, das wesentlich *hic et nunc* besteht, kann der Anlaß des Zwangs für den Hörer nur dadurch dargestellt werden, daß man ihn eine Erfahrung desselben Anlasses zu machen nötigt. Folglich ist es erforderlich, daß es ein Zeichen gibt, das dynamisch auf die Aufmerksamkeit des Hörers einwirkt und ihn zu einem besonderen Objekt oder Anlaß hinführt. Ein solches Zeichen nenne ich einen *Index*. Es ist richtig, daß anstelle eines einfachen Zeichens dieser Art auch eine Vorschrift stehen kann, die dem Hörer beschreibt, wie er zu handeln hat, um zu dem Anlaß der Erfahrung zu gelangen, auf die sich die Aussage bezieht. Aber da diese Vorschrift ihm sagt, wie er zu handeln hat, da Handeln und Behandeltwerden hier ein und dasselbe sind und demnach auch das Handeln *hic et nunc* erfolgt, muß die Vorschrift ebenfalls einen Index oder Indizes verwenden. Dasjenige,

worauf der Index die Aufmerksamkeit hinführt, kann man das *Subjekt* der Aussage nennen.

Wenn wir uns nun der rhetorischen Evidenz zuwenden, wollen wir uns zuerst fragen, ob es irgendwelche Zeichen gibt, die der vorgegebenen Beschreibung entsprechen. Wir stellen fest, daß sie ständig gebraucht werden. Ein Stoß ist ein solches Zeichen. Ebenfalls gilt das für solche Ausrufe wie »Hallo!«, »Schau mal dort«, »Horch!«, »Hör doch zu« usw. Dann gibt es noch jene Wörter, die absurderweise Pronomen genannt werden, aber für welche die meisten neueren Grammatiker auf die mittelalterliche Definition zurückgreifen, wonach sie Dinge direkt denotieren. Wir können hier insbesondere die indizierenden Adverbien »hier«, »dort« usw. anführen. Ebenso gibt es indizierende Substantive »dieses«, »jenes«, »ich«, »du« usw. Die Relativausdrücke »welches«, »wer« usw. indizieren auf ganz ähnliche Weise Wörter, die weiter vorn stehen. Alle Eigennamen gehören zu dieser Gattung, und unter die Eigennamen sollte man auch rechnen »das Yard«, »das Meter«, »das Kilo«, »die Gallone«, obwohl sie in Verbindung mit dem unbestimmten Artikel zu Gattungsbegriffen werden, die jede genaue Kopie des Prototyps denotieren. Unter den Wörtern und Redewendungen, die gleichbedeutend mit Vorschriften sind, durch die wir zu den Anlässen der intendierten Erfahrung gelangen, kann man »gestern«, »vor zehn Tagen«, »einhundert Yards rechts von Ihnen«, »der sechsundsiebzigste« usw. erwähnen. Für die Logik besonders wichtig sind jene Wörter und Redewendungen wie »alle«, »einige«, »jeder zweite«, »99 von 100«, die vorschreiben, wie das intendierte Objekt aus einer Menge ausgewählt werden soll. Wenn das intendierte Objekt oder der intendierte Anlaß im Wahrnehmungsfeld des Hörers auffällig ist, so reicht es aus, einen bestimmten Artikel mit einem beschreibenden Wort oder einer deskriptiven Wendung zu verbinden, etwa »der Mann mit dem grünen Regenschirm auf dem Bild«.

Als nächstes wollen wir fragen, ob wir beobachten können, daß solche Indizes in Aussagen wesentlich vorkommen. Dies ist bestimmt der Fall, wenn irgendeine besondere Tatsache ausgesagt werden soll. Es ist unmöglich, einen Ort oder ein Datum zu beschreiben, denn alle Raum- und Zeitpunkte sind gleich. Also beziehen sich alle Maßangaben, wie Cayley gezeigt hat, auf ein

Einzelnding, das nur durch einen Eigennamen denotiert werden kann. Wenden wir uns nun den Formulierungen allgemeiner Gesetze zu, so beziehen sich diese auf die reale Welt, und die reale Welt kann von einer fiktiven Welt nicht durch irgendeine Beschreibung unterschieden werden. Man hat oft darüber gestritten, ob Hamlet verrückt war oder nicht. Dies zeigt die Notwendigkeit des *Indizierens*, daß die reale Welt gemeint ist, wenn sie gemeint sein sollte. Nun ist die Realität gänzlich dynamisch, nicht qualitativ. Sie besteht in ihrer Wirksamkeit [*forcefulness*]. Nichts anderes als ein dynamisches Zeichen kann sie von Fiktion unterscheiden. Es stimmt, daß keine Sprache (soweit mir bekannt ist) über eine besondere Sprachform verfügt, um anzuzeigen, daß von der realen Welt die Rede ist. Doch dies ist nicht nötig, da Betonungen und Blicke ausreichen, um anzuzeigen, wann es der Sprecher ernst meint. Diese Betonungen und Blicke wirken dynamisch auf den Hörer und veranlassen ihn, sich den Realitäten zuzuwenden. Sie sind deshalb die Indizes der realen Welt. Folglich gibt es keine Klasse von Aussagen, die keine Indizes enthalten, es sei denn, es handelt sich um logische Analysen und Identitätspropositionen. Aber die ersteren wird man mißverstehen und die letzteren für unsinnig halten, wenn man sie nicht so interpretiert, daß sie sich auf Termini oder Begriffe beziehen. Und diese Welt erfordert, ebenso wie eine fiktive Welt, einen Index zu ihrer Unterscheidung. Es ist deshalb eine Tatsache, wie die Theorie behauptete, daß zumindest ein Index Teil jeder Aussage sein muß.

Ich bezeichne jene Anlässe oder Objekte, die durch die Indizes denotiert werden, als die *Subjekte* der Aussage. Doch werden sie nicht mit den Objekten zusammenfallen, die durch die grammatischen Subjekte denotiert werden. Es ist stets (oder meist) eine Gewohnheit der Logiker gewesen, Propositionen erst dann zu untersuchen, wenn sie sie in bestimmte standardisierte oder kanonische Formen gebracht haben. Wenn man sie so untersucht, wie sie in dieser oder jener Sprache ausgedrückt werden (wie das Hoppe und einige andere machen), so betreibt man Logik als philologische und nicht als philosophische Forschung. Aber die ausgewählten kanonischen Formen wurden durch den Gebrauch in einer begrenzten Klasse von Sprachen nahegelegt und sind geeignet, die Philosophie in die Irre zu führen. Das, was man das

Subjekt nennt, ist das Substantiv, das im Nominativ steht, obwohl es selbst in unserer relativ kleinen Familie der indoeuropäischen Sprachen mehrere gibt, in denen das Hauptwort, das im Lateinischen, Griechischen und den modernen europäischen Sprachen im Nominativ steht, in einem indirekten Fall steht. Man nehme nur das Irische und das Gälische. Oft ist der Index auch nicht von der Art eines Hauptworts. Er kann, wie wir gesehen haben, ein bloßer Blick oder eine Geste sein. Dann wieder kann er so verborgen sein, daß es unmöglich ist, mit Sicherheit zu sagen, ob er überhaupt ein Index ist. Es hilft wenig, an die Bedeutung der Aussage zu appellieren, denn es ist in solchen Fällen schwierig zu sagen, was genau ihre Bedeutung ist.

So können wir vielleicht sagen, daß in der Aussage »jeder Mensch ist sterblich« das Subjekt *jeder Mensch* ist, oder wir können sagen, daß es die *Menge der Menschen* ist oder daß *jeder Mensch* und *einiges Sterbliche* die beiden Subjekte sind oder daß *alles* das Subjekt ist (wobei das Prädikat »ist entweder kein Mensch oder ist sterblich« wäre) oder daß *alles* und *Menschheit* und *Sterblichkeit* die drei Subjekte sind oder hundert andere Möglichkeiten. Aber wenn man eine konstante, kanonische Form anzugeben wünscht, dann wird die beste Regel die sein, für alles, was sich unter logischem Gesichtspunkt nicht unterscheidet, einen gesonderten Index zu gebrauchen. Das bedeutet, daß man in diesem Fall *alles*, *Menschheit* und *Sterblichkeit* als Indizes verwendet.

Jedes Subjekt, wenn es wie *Menschheit* und *Sterblichkeit* direkt indiziert wird, ist singular. Im anderen Falle wird von einer Vorschrift [*precept*; gestrichen: *rule*], die man als *Quantor* bezeichnen kann, vorgeschrieben, wie es aus einer Menge ausgewählt werden muß, die man sein *Universum* nennt. In der Wahrscheinlichkeitslogik beziehen sich die Quantoren – wie »neun von zehn« und ähnliche – auf einen Erfahrungsablauf oder auf »die lange Sicht«. Aber in der notwendigen [*necessary*; gestrichen: *deductive*] Logik gibt es keinen Bezug auf einen derartigen Erfahrungsablauf, und nur zwei Quantoren sind erforderlich, der *Universal-Quantor*, der irgendein Objekt zuläßt, gleichgültig welches, das aus dem Universum ausgewählt wird, und der *Partikular-Quantor*, der vorschreibt, daß ein passendes Objekt ausgewählt werden muß. Wenn es mehrere quantifizierte Subjekte gibt

und ihre Quantifikation verschieden ist, wird die Reihenfolge, in der sie ausgewählt werden, entscheidend. Es ist die Eigenschaft des *zuletzt ausgewählten* Subjekts, die sich über die gesamte Proposition erstreckt. (In früheren Darstellungen war mir dieser letzte Punkt nicht klar.)

Ogleich nur diese beiden Quantoren unentbehrlich sind, ist es nicht bloß der Kürze und Bequemlichkeit halber beim Schreiben, wenn man noch zwei andere Quantoren verwendet, von denen der eine erlaubt, irgendein Objekt des Universums *außer einem* zu wählen, während der andere die Auswahlfreiheit auf eines von zwei passenden Objekten beschränkt. Das Universum eines logischen Subjekts wurde bis hierher stets als eine diskrete Menge behandelt, so daß das Subjekt ein *individuelles* Objekt oder *individueller* Fall ist. Aber in Wirklichkeit kann ein Universum kontinuierlich sein, so daß es keinen Teil gibt, von dem alles entweder ganz wahr oder ganz falsch ist. Zum Beispiel ist es unmöglich, einen Teil einer Oberfläche zu finden, der nur eine einzige Farbe hat. Selbst ein Punkt jener Oberfläche kann ununterscheidbar drei oder mehr verschiedenfarbigen Teilen zugehören. Doch die Logik kontinuierlicher Universen harret noch ihrer Erforschung.

Nun wollen wir das Zeichen der aufgezwungenen Idee betrachten. Eine Idee ist an sich ein Traum ohne einen Ort [*habitat*]. Über Ideen an sich sind mehrere schwere Irrtümer in Umlauf. So ist gesagt worden, manche Ideen seien lebendig, andere matt. Damit ist nicht gemeint, daß die Idee eines leuchtenden Rots eine Idee sei und die Idee eines trüben Rots eine andere. Das wäre richtig. Gemeint ist vielmehr, daß ein in diesem Augenblick empfundenes, mit der Lebendigkeit gegenwärtiger Empfindungen als lebendig wahrgenommenes Rot die eine Idee ist und dasselbe, aber nur schwach erinnerte Rot eine andere. Dies ist nun *keine* Unterscheidung mehr zwischen zwei Ideen. Hier liegt der Unterschied vielmehr im Grad des Zwangs oder der Dringlichkeit zweier Vergegenwärtigungen derselben Idee. Der Idee selbst eignet keine Zwanghaftigkeit oder Dringlichkeit. Weiterhin ist gesagt worden, einige – oder sogar *alle* – Ideen seien absolut bestimmt und ohne jede Vagheit. Das ist eine äußerst plumpe Beobachtung. Jede Idee, wie einfach sie auch sein und wie direkt sie auch empfunden werden mag, ist mehr oder weniger vage. Außerdem sind Ideen kaum jemals, wenn überhaupt jemals, ein-

fach. Sie steigen in großer Zahl zur Oberfläche des Bewußtseins auf und bilden damit etwas, was einer Mischphotographie analog ist und *allgemeine* Idee genannt wird. Doch sind sie nicht nur auf diese rudimentäre Weise verbunden, sondern auch noch in anderer Weise. So schließt die Idee einer verletzten Ferse zwei zusammengesetzte Ideen ein: die eine ist die von Wunden, die andere die von Fersen, und beide werden übereinander geblendet. Und es gibt weitere Weisen der Kombination.

Es ist nicht richtig, von einer Idee zu sagen, sie habe eine Identität. Zwei Ideen können einander unbestimmt ähneln, und wenn sie es tun, sind sie *fast dieselben*. Wenn sie sich wirklich ähneln, sind sie genau dieselbe Idee. Ideen kommt kein *hic et nunc*, keine *haecceitas* zu, durch die sie *dies* oder *jenes* unabhängig von ihrer Ähnlichkeit zueinander sein könnten. Da jede Idee A an sich mehr oder weniger vage ist, kann eine Idee B ihr in solchem Maße ähneln, daß A und B hinsichtlich der Frage, ob sie dieselben oder nur fast dieselben sind, unbestimmt sind. Es ist in der Tat unmöglich, daß A und B genau dasselbe sind und nicht nur fast genau dasselbe. Die Vagheit jeder Idee verhindert sogar deren absolute Identität mit sich selbst.

Ähnliche Ideen ziehen einander an. Das heißt, wenn die eine an die Oberfläche des Bewußtseins gelangt, so zieht sie aus den unteren Tiefen des Bewußtseins andere ähnliche Ideen herauf, die dann, wenn sie an die Oberfläche treten, das Ganze prägen. So *müssen sie wirken*, denn diese Anziehung aufeinander ist es, worin die Ähnlichkeit von Ideen *besteht*. Es ist unmöglich, mit der Redewendung Ähnlichkeit von Ideen irgendeinen anderen Begriff zu verbinden. Folglich gilt dies nicht nur für den *menschlichen* Geist, sondern für jeden Geist, in dem Ideen irgendeine Ähnlichkeit zueinander haben, das heißt in jedem Geist, der zur *Verallgemeinerung* fähig ist. Und da alle Ideen mehr oder weniger vage, das heißt allgemein, sind, da ihnen *haecceitas* fehlt, folgt hieraus, daß das Gesetz der Anziehung für jeden Geist gilt, der über Ideen verfügt. Doch was wäre ein Geist, wenn nicht das Vermögen, Ideen zu haben?

Eine Idee wird ins Gedächtnis gerufen, wenn eine genügend ähnliche Idee aufgetaucht ist. Die Darstellung einer Idee ist nichts anderes als ein Zeichen, das eine andere Idee wachruft. Wenn ein Geist einem anderen eine Idee mitzuteilen wünscht, gibt er seiner

Idee eine Gestalt, indem er ein äußerlich wahrnehmbares Vorstellungsbild [*image*] herstellt, das direkt eine ähnliche Idee hervorruft, und ein anderer Geist, der dieses Vorstellungsbild wahrnimmt, gewinnt eine ähnliche Idee. Zwei Personen können sich darüber einigen, daß ein konventionelles Zeichen bei ihnen eine Idee hervorrufen soll, die es bei niemandem sonst hervorrufen würde. Doch beim Bilden der Konvention müssen sie auf eine einfache diagrammatische Methode zurückgegriffen haben, die die Idee in einer äußeren Form verkörpert, in einem Bild. Mit Rücksicht auf das, worin *Ähnlichkeit* besteht, nämlich in der natürlichen Anziehung von Ideen jenseits der gewohnheitsmäßigen äußeren Assoziationen, nenne ich solche Zeichen, die für ihre Ähnlichkeit mit Ideen stehen, *Ikons*.

Entsprechend behaupte ich, daß sich Ideen nur mit Hilfe eines Ikons direkt mitteilen lassen und daß auch jede indirekte Methode, eine Idee mitzuteilen, bei ihrer Einführung auf die Verwendung von Ikons angewiesen ist. Folglich muß jede Aussage ein Ikon oder eine Menge von Ikons oder sonstige Zeichen enthalten, deren Bedeutung nur durch Ikons explizierbar ist. Die in einer Aussage enthaltene Menge von Ikons (oder das Äquivalent einer solchen) bezeichnet [*signifies*] die Idee, die das Prädikat der Aussage genannt werden kann.

II.
Bryant
Schied
(Vf. S.)
243)

Wenden wir uns nun der rhetorischen Evidenz zu. Es ist eine vertraute Tatsache, daß es solche Darstellungen wie Ikons gibt. Jedes Bild (wie konventionell es auch immer ausgeführt sein mag) ist wesentlich eine Darstellung dieser Art. Das gilt für jedes Diagramm, selbst dann, wenn es keine sinnliche Ähnlichkeit zu seinem Objekt aufweist, sondern nur eine Analogie zwischen den Relationen ihrer jeweiligen Teile besteht. Besondere Aufmerksamkeit verdienen Ikons, bei denen die Ähnlichkeit durch Konventionen unterstützt wird. So ist eine algebraische Formel ein Ikon, das durch die Regeln der Kommutativität, Assoziativität und Distributivität festgelegt wird. Es mag auf den ersten Blick willkürlich scheinen, einen algebraischen Ausdruck als Ikon zu klassifizieren, und man mag es für ebenso gut, sogar besser halten, ihn als zusammengesetztes konventionelles Zeichen zu betrachten. Aber dem ist nicht so. Denn das wichtige Unterscheidungsmerkmal des Ikons besteht darin, daß durch seine direkte Beobachtung andere Wahrheiten über sein Objekt entdeckt wer-

den können als jene, die für seine Konstruktion hinreichend waren. So kann man mit Hilfe zweier Photos eine Landkarte zeichnen usw. Ein gegebenes konventionelles oder anderes allgemeines Zeichen eines Objekts muß in jedem Falle durch ein Ikon ersetzt werden, wenn aus ihm auch noch eine andere als die explizit gemeinte Wahrheit soll abgeleitet werden können. Eben in dieser Fähigkeit, unerwartete Wahrheiten zu enthüllen, liegt die Nützlichkeit algebraischer Formeln, so daß bei ihnen der ikonische Charakter vorherrscht.

Daß Ikons der algebraischen Art, wenn auch gewöhnlich sehr einfache, in allen gebräuchlichen grammatischen Propositionen vorkommen, ist eine der philosophischen Wahrheiten, welche die Boolesche Logik ans Licht bringt. In allen primitiven Schriften, etwa in den ägyptischen Hieroglyphen, kommen Ikons nicht-logischer Art vor, die Ideogramme. In den frühesten Sprachformen spielte wahrscheinlich die Mimikry eine beträchtliche Rolle. Doch in allen bekannten Sprachen sind solche Darstellungen durch konventionelle Lautzeichen ersetzt worden. Diese sind jedoch so beschaffen, daß sie nur durch Ikons erklärt werden können. Doch in der Syntax jeder Sprache finden sich solche logischen Ikons, die durch konventionelle Regeln unterstützt werden.

Eine Proposition hat eigentlich nur ein singuläres Prädikat, doch ist dieses häufig zusammengesetzt. Ein logisches Ikon ist entweder *bejahend* oder *verneinend*; bejahend ist es, wenn es der Aussage äquivalent ist, daß, wenn die Subjekte gewählt sind, zweierlei Dinge von ihnen gelten; verneinend ist es, wenn es der Aussage äquivalent ist, daß entweder die eine oder die andere der beiden Alternativen wahr ist.

Schließlich müssen wir das Zeichen untersuchen, unter dessen Zwang der Sprecher steht. Dies muß ein Zeichen sein, das dem Hörer Grund gibt zu glauben, der Sprecher bemühe sich darzustellen, daß er diesen Zwang empfindet; mehr ist nicht erforderlich. Dies ist das Wesen des Aussageakts [*assertory act*], den zu beschreiben den Logikern äußerst schwergefallen ist und den einige von ihnen als unanalysierbar und *sui generis* bezeichnet haben. Ich ziehe es vor, einem Zeichen, das Grund gibt zu meinen, etwas sei wahr, den Namen eines Symbols zu geben, obwohl die Wörter *Token* und *Symptom* sich ebenfalls anbieten. Das

Symbol, das also den Hauptteil einer Aussage bildet, kann als *Kopula* oder assertorisches Verb bezeichnet werden. Ich muß einige frühere Fehler bekennen, die mir bei der Erklärung der Unterteilung von Zeichen in *Ikons*, *Indizes* und *Symbole* unterlaufen sind. Als ich diese Unterteilung im Jahre 1867 zum ersten Male veröffentlichte, hatte ich die Logik der Relative eben erst zu untersuchen begonnen; die erste Abhandlung über dieses Thema gab ich erst drei Jahre später zum Druck. Ich begann gerade mit der Kultivierung jenes Landes, das De Morgan gerodet hatte. Ich erkannte jedoch bereits, was diesem vorzüglichen Meister entgangen war, nämlich, daß es neben nicht-relativen Eigenschaften und neben Relationen zwischen Paaren von Objekten noch eine dritte Kategorie von Eigenschaften gab – und nur diese. Diese dritte Klasse besteht tatsächlich aus mehrstelligen Relationen, die alle als Verbindungen dreistelliger Relationen dargestellt werden können, das heißt als Relationen zwischen Triaden von Objekten. Eine sehr weite und wichtige Klasse triadischer Eigenschaften sind die *Darstellungen*. Eine Darstellung ist die Eigenschaft eines Dinges, kraft deren es durch die Erzeugung einer bestimmten geistigen Wirkung anstelle eines anderen Dings stehen kann. Das Ding, das diese Eigenschaft besitzt, nenne ich ein *Repräsentamen*, die geistige Wirkung oder den Gedanken seinen *Interpretanten* und das Ding, für das es steht, sein *Objekt*. Auch wenn ich schon im Jahre 1867 über den (rechtzeitig veröffentlichten) Beweis verfügte, daß es außer den nicht-relativen Eigenschaften und den dualen Relationen nur noch eine dritte Kategorie von Eigenschaften gibt, hatte ich noch nicht entdeckt, daß die mehrstelligen Relationen (die, wie mir entgangen war, manchmal nicht auf Konjunktionen dualer Relationen reduzierbar sind) jene dritte Klasse ausmachen. Ich sah, daß es da einen Begriff geben mußte, von dem ich einige Merkmale erkannt hatte; doch da er mir noch nicht in seiner ganzen Allgemeinheit vertraut war, verwechselte ich ihn natürlich sofort mit jenem Begriff der *Darstellung*, den ich gewonnen hatte, indem ich zu diesem Zweck die Idee des Zeichens verallgemeinerte. Ich verallgemeinerte nicht weit genug, eine Art des Irrtums, die auch größeren Geistern als mir unterlaufen kann. Ich nahm an, daß sich die dritte Klasse der Eigenschaften insgesamt mit den Darstellungseigenschaften deckte. Entsprechend erklärte ich, alle Eigen-

schaften ließen sich in *Qualitäten* (nicht-relative Eigenschaften), *Relationen* und *Darstellungen* unterteilen – statt in nicht-relative Eigenschaften, duale Relationen und mehrstellige Relationen. Ich stellte 1867 fest, daß es zweierlei Arten dualer Relationen gibt, je nachdem, ob ihr Relat und Korrelat nicht-relative Eigenschaften besitzen oder nicht. Dies ist richtig. Zwei blaue Objekte stehen *ipso facto* in Beziehung zueinander. Es ist wichtig zu bemerken, daß dies nicht für Eigenschaften gilt, soweit sie einander unähnlich sind. So werden eine Orange und Gerechtigkeit durch die Unterschiedlichkeit ihrer Eigenschaften nicht in Beziehung zueinander gebracht. Zwängt man sie in einen Vergleich, so stehen sie in einer Relation der Unähnlichkeit, einer Relation von höchst komplexer Natur. Doch da die Orange und die Gerechtigkeit existieren, bilden ihre Eigenschaften keine Relation der Unähnlichkeit. Man darf nicht übersehen, daß Unähnlichkeit nicht einfach Andersheit ist. Andersheit gehört zu den Weisen der *haecceitas*. Sie ist die untrennbare Gefährtin der Identität: wo immer Identität ist, gibt es notwendigerweise Andersheit, und wo immer es wahre Andersheit gibt, existiert notwendigerweise Identität. Da Identität ausschließlich dem zukommt, was *hic et nunc* ist, so muß Gleiches für die Andersheit gelten. Sie ist deshalb in gewisser Hinsicht eine dynamische Relation, wenn auch nur eine Vernunftrelation. Sie existiert nur, wenn die betreffenden Objekte durch die Aufmerksamkeit gewaltsam zusammengebracht werden oder werden können. Unähnlichkeit ist eine Relation zwischen Eigenschaften, die in der Andersheit aller Gegenstände dieser Eigenschaften besteht. Folglich ist sie, als eine Andersheit, eine dynamisch-logische Relation, die nur insofern existiert, als die Eigenschaften durch etwas außerhalb dieser Eigenschaften selbst Liegendes in einen Vergleich nebeneinander gestellt werden oder werden können. Demgegenüber ist Ähnlichkeit von ganz anderer Natur. Die Form der Wörter *Ähnlichkeit* und *Unähnlichkeit* legt nahe, daß das eine die Negation des anderen ist, was absurd ist, da alles mit allem anderen sowohl ähnlich als auch unähnlich ist. Zwei Eigenschaften sind, insofern sie ihrer Art nach Ideen sind, in einem bestimmten Maße dasselbe. Ihre bloße Existenz konstituiert eine Einheit beider oder macht sie, anders gesagt, zu einem Paar. Dinge sind ähnlich und unähnlich, insoweit ihre Eigenschaften

dies sind. Wir sehen also, daß die erste Kategorie der Relationen nur Ähnlichkeiten umfaßt, während die zweite alle anderen Relationen umfaßt, die dynamische Relationen genannt werden können. Gleichzeitig können wir den obigen Bemerkungen entnehmen, daß sich die dynamischen Relationen sofort in logische, hemilogische und nicht-logische Relationen unterteilen.

Unter *logischen* Relationen verstehe ich Relationen, auf die bezogen alle Paare von Objekten im Universum gleich sind, unter *hemilogischen* Relationen jene, für die es in bezug auf jedes Objekt im Universum nur ein Objekt (vielleicht es selbst) oder eine bestimmte Mannigfaltigkeit von Objekten gibt, die von anderen verschieden sind, während *alogische* Relationen alle anderen Fälle einschließen. Die logischen und hemilogischen Relationen gehören zu der alten Klasse der Vernunftrelationen, während Relationen *in re* alogisch sind. Doch gibt es einige nicht unwichtige Vernunftrelationen, die gleichfalls alogisch sind. In meinem Aufsatz von 1867 beging ich den Fehler, jene Relationen, die durch nicht-relative Eigenschaften entstehen, mit Relationen der Äquiparanz zu identifizieren, das heißt mit notwendig reziproken Eigenschaften, und die dynamischen Relationen identifizierte ich mit Relationen der Disquiparanz oder möglicherweise nicht-reziproken Eigenschaften. Im folgenden häuften sich dann die Fehler, und ich identifizierte die beiden Klassen mit Vernunftrelationen einerseits beziehungsweise den Relationen *in re* andererseits. Triadische Relationen können nach demselben Prinzip wie duale Relationen unterteilt werden in 1. jene, die durch Ähnlichkeitsrelationen zwischen den drei Korrelaten entstehen; 2. jene, die durch dynamische Relationen zwischen den Korrelaten entstehen; und 3. jene, die eine dreistellige Relation zwischen den Korrelaten einschließen. Darstellungen, die eine Unterart der dreistelligen Relationen sind, können auf dieselbe Weise unterteilt werden. Die signifikante Eigenschaft eines Ikons hängt von Ähnlichkeiten ab, die eines Index von dynamischen Relationen und die eines Symbols von dreistelligen Relationen. Die einzige Weise, in der eine Ähnlichkeit eine darstellende Eigenschaft bestimmen kann, besteht darin, daß das Repräsentamen seinem Objekt gleicht [*resembles*]. Die einzige Art, wie eine dynamische Relation eine Darstellung bestimmen kann, besteht darin, daß das Repräsentamen auf den Interpretanten einwirkt, um ihn in eine

Relation zu dem Objekt zu bringen. Dies ist mir erst in der letzten Zeit klargeworden.

Ich habe bisher den Wetterhahn als echten Typus eines Index behandelt, weil er in dynamischer Relation mit seinem Objekt steht, der Richtung des Windes. Nun ist es richtig, daß ein Wetterhahn eine indexikalische Eigenschaft besitzt, weil er natürlicherweise bewirkt, daß der Geist diese Richtung beachtet, das heißt, weil er auf den Geist einwirkt. Aber daß er in dynamischer Verbindung mit dem Wind steht, würde noch nicht genügen, um ihn unabhängig vom Geist, das heißt, ohne daß ein Geist etwas davon weiß, zu einer Darstellung zu machen. Daß er mit dem Wind in dynamischer Verbindung steht, hätte in der Tat nichts mit der Sache zu tun, wäre dies nicht kraft einer allgemeinen Regel so. Und nur sofern es eine solche allgemeine Regel gibt, die zu der darstellenden Eigenschaft beiträgt, ist das Zeichen allgemein. Nun ist Allgemeinheit der Natur eines Index völlig entgegengesetzt. Ebenso wie eine dynamische Relation keine Darstellung bestimmen kann, wenn nicht der Interpretant oder das Denken des »Hörers« einer der Termini der Relation ist, während der andere Terminus das Objekt ist, so kann eine dreistellige Relation keine Darstellung bestimmen, wenn nicht die Gedanken des Hörers einer der Termini jener Relation sind und wenn nicht das Objekt auf zweierlei Weise in die Relation gebracht wird, einmal direkt und ein zweites Mal durch das dritte Korrelat. Der Interpretant muß darstellen, daß dem so ist; das heißt, der Hörer muß wissen oder denken, daß es dasselbe Objekt ist, mit dem er auf diese beiden Weisen in Beziehung steht; und dies ist eine Wahrheit. Deshalb muß ein jedes solches Zeichen eine Wahrheit bedeuten.

1867 definierte ich ein Symbol als ein allgemeines Repräsentamen, und wieweit ich damit recht hatte, werden wir bald sehen. Aber ich fuhr unmittelbar darauf fort, in der traditionellen Weise Symbole in *Termini, Propositionen und Argumentationen* zu unterteilen, in dem Sinne, daß »Termini« kein assertorisches Element enthalten, womit ich Unrecht hatte, obgleich die Unterteilung *selbst* nicht so sehr falsch als unwichtig ist. Bald darauf dann, als ich bemerkte, daß ich natürliche Symptome sowohl unter die Indizes als auch unter die Symbole gerechnet hatte, schränkte ich die Symbole auf konventionelle Zeichen ein, was ein weiterer

Fehler war. Tatsächlich weist mein Aufsatz von 1867 unter logischem Gesichtspunkt von allen, die ich je geschrieben habe, vielleicht noch am wenigsten Mängel auf; und lange Zeit führten mich die meisten Abänderungen, die ich daran vorzunehmen versuchte, nur noch weiter in die Irre.

Da jedes Symbol eine Aussage oder eine rudimentäre Aussage einschließt, ist es in dem Sinne allgemein, in dem wir von einem allgemeinen Zeichen sprechen. Das bedeutet, das Prädikat ist allgemein. Selbst wenn wir sagen: »Boz war Charles Dickens«, meinen wir, daß »Boz derselbe war wie Charles Dickens«, und Selbigkeit ist eine allgemeine, ja sogar eine hemilogische Relation. Denn ein Prädikat besitzt eine ideale Natur und kann als solches keine bloße *haecceitas* sein. Tatsächlich sind in der Proposition »Boz ist Charles Dickens« Boz und Charles Dickens die Subjekte, und das Prädikat ist »identisch mit«. Andererseits schließt jedes allgemeine Zeichen, sogar ein »Terminus«, zumindest eine rudimentäre Aussage ein. Denn was soll ein »Terminus« oder »Klassenname« eigentlich sein? Er ist etwas, das bestimmte Eigenschaften bedeutet [*signifies*] oder – um J. S. Mills fragwürdige Terminologie zu benutzen – »konnotiert« und dadurch alles denotiert, was immer diese Eigenschaften besitzt. Das heißt, er lenkt die Aufmerksamkeit auf eine Idee oder geistige Konstruktion oder ein Diagramm oder etwas, das diese Eigenschaften besitzt, und der Besitz dieser Eigenschaften wird im Vordergrund des Bewußtseins gehalten. Was kann das bedeuten, wenn nicht dies, daß der Hörer zu sich selbst sagt: »Das, was hier ist (dem meine Aufmerksamkeit gilt), besitzt die und die Eigenschaften?« Mag sein, daß das noch keine richtige *Proposition* bzw. keine vollständige Aussage ist. Denn weil das Objekt der Aufmerksamkeit in diesem Fall nichts anderes ist als eine geistige Schöpfung, macht sich der Hörer nicht klar, was »das hier« denn für ein Objekt ist. Zumindest ist damit noch nichts über die reale Welt ausgesagt. Doch nichtsdestotrotz liegt darin ein assertorisches Element, die geistige Kopula.

Wenn ein Hörer den Terminus »Licht« hört, so beginnt er sich davon ein Vorstellungsbild zu *schaffen*, und er vollführt denselben Gedankengang, der im ersten Kapitel der Genesis Elohim zugeschrieben wird: »Und Gott sagte, es werde Licht, und ward Licht. Und Gott sah das Licht und sah, daß es gut war«, das

heißt, daß das Licht tatsächlich das war, was er zu schaffen beabsichtigt hatte. Es hieß soviel wie: »Das ist Licht.« Ehe nicht dieser Prozeß abgelaufen ist, ruft der Name im Geist des Hörers keine Bedeutung hervor.

Gegen die eminente Wichtigkeit, die man der Triade von *Terminus, Proposition und Schluß* in der Logik gelegentlich zuspricht, würde ich einwenden, daß Gattungsbegriffe, die (nebst ihren Äquivalenten) das sind, was man unter einem Terminus versteht, lediglich willkürliche grammatische Formen sind, die in den Sprachen, die uns vertraut sind, zufällig eine herausragende Rolle spielen, die jedoch in der überwiegenden Mehrzahl der Sprachen kaum existieren oder zumindest weit davon entfernt sind, eine herausragende Rolle zu spielen. In der Tat werden sie in einer *grammatica speculativa* überhaupt nicht benötigt und sollten in ihr unbekannt sein. Es ist in der Tat absurd, aus diesem unnötigen Teil der Sprache eine logische Form zu machen, die unentbehrlichen Präpositionen dagegen nicht darzustellen, lediglich weil sie in den indoeuropäischen Sprachen häufig in der Form von Endungen auftreten.

Gleichzeitig muß zugegeben werden, daß die Proposition »Es sei *l* das Licht« oder, was dasselbe ist, »*l* ist Licht« – ohne daß *l* sonstwie definiert wäre – nur eine Aussage über eine flüchtige Idee zum Ausdruck bringt und viel weniger entwickelt ist als die Proposition »Hamlet war verrückt«, die sich auf eine großartige Schöpfung bezieht, die weit dauerhafter ist als Bronze. Entfernt man aus irgendeiner Proposition die quantifizierenden Zeichen, so bleibt ein solcher Ausdruck übrig. Entfernt man den Quantor aus der Proposition »Alle Menschen sind sterblich« oder, was dasselbe ist, aus »Alles ist entweder kein Mensch oder ist sterblich«, so erhalten wir: »X ist entweder kein Mensch oder ist sterblich«. Man entferne den Quantor aus der Proposition »Alles hat eine Ursache« oder, was dasselbe ist, aus »Es sei A irgend etwas, dann gibt es irgendein B, so daß B die Ursache von A ist«, und wir erhalten: »B ist die Ursache von A«. Solche rudimentären Aussagen – Aussagen der Form nach ohne Gehalt – drücken genau die Bedeutungen logischer Termini aus. In diesem Sinne können wir sagen, daß jede Proposition so viele Termini besitzt, wie sie quantifizierte Subjekte hat. Singuläre Subjekte sind von ganz anderer Art. Jeder Terminus ist singulär, doch unbestimmt.